

Erinnerungen an die Nachkriegszeit Teil I

1940er: Versorgung in einer Zeit des Mangels

Ich wurde im Oktober 1934 in Siegen geboren. Wir wohnten in der Elisabethstraße unmittelbar neben dem Marienkrankenhaus. Später zogen wir an den Häusling. Ich war das fünfte Kind meiner Eltern nach drei Mädchen und einem Jungen. 1937 folgte noch meine Schwester Gertrud.

Wenige Tage nach Kriegsende traf ich mit einigen Jungs aus der Nachbarschaft im Häusling zusammen. Es war ein Nadelwald, der direkt an die Häuser unserer Straße grenzte. Der Wald war mit Brandbomben aus den zurückliegenden Bombenangriffen übersät, die dort als Blindgänger herumlagen. Einer der Jungs nahm immer wieder, trotz unserer Aufforderungen, dies zu unterlassen, einzelne der kleinen Bomben in die Hand und schleuderte sie achtlos in die Umgebung. Plötzlich war eine der Bomben auf einem Baumstumpf gelandet und explodiert. Eine glühende Phosphormasse erfasste den Werfer und übersäte seinen Körper mit großen Brandwunden. Der eilig herbeigerufene Vater des Freundes schaffte ihn ins Krankenhaus, wo er schnell Hilfe fand. Sein Körper war später mit großen Brandmalen gezeichnet.

Tauschhandel im Bunker

Wenige Tage nach Kriegsende machten wir erste Bekanntschaft mit amerikanischen Soldaten. Einige Soldaten schlenderten durch unsere Straße und schellten an allen Haustüren. Die Soldaten waren sehr freundlich und fragten nach NS-Souvenirs, auch nach der Fahne, die wir in der NS-Zeit zu vorgeschriebenen Anlässen hissen mussten. Meine Eltern gaben die Fahne heraus und mein Vater erhielt als Dank ein großes Klappmesser. Den Fahnenmast wollten wir nie wieder benutzen, und er wurde schon bald vom Vater entsorgt.

Es begann ein kleiner Versorgungskampf innerhalb der Siegener Bevölkerung. Auf der Hammerhütte neben der jetzigen Siegerlandhalle stand ein großer Versorgungsbunker. Es entstand ein Gerücht, dass man dort über Zuteilung Verpflegung abholen könne. Mein Vater nahm mich mit, und wir gingen voller Hoffnung dorthin. Wir wurden aber groß enttäuscht, denn alle Vorräte waren von Menschen, die vor uns dort waren, regelrecht geplündert worden.

Nur wenige Tage später wurde bekannt, dass auf der Hammerhütte ein Zug mit amerikanischen Soldaten stehen würde, die gerne Essen gegen deutsche Souvenirs geben würden. Mein Vater nahm einige Dinge aus unserem Haushalt mit und ging hin. Ich durfte mit. Es hatte sich gelohnt: Er konnte Bohnenkaffee und sonstige Dinge, die für uns sehr wichtig waren, erhandeln. Viele Menschen handelten vorrangig um Rauchwaren, die durch Schwarzhändler und auch Soldaten angeboten wurden.

Bei dieser Gelegenheit ergab es sich, dass auf einem hohen Felsvorsprung, der sich in der Kurve der jetzigen Siegerlandhalle Richtung Eiserfeld befindet, eine große Gruppe Männer auftauchte. Es wurde schnell bekannt, dass es sich um frei gelassene russische Kriegsgefangene handelte. Man befürchtete Racheakte für die Gefangenschaft. Aber es blieb ruhig. Die Männer zogen sich friedlich zurück. Sie waren sicher froh, dass der Krieg zu Ende war und sie wieder zu ihren Familien in die Heimat zurückkonnten.

Jeden Samstag auf einem klapprigen Fahrrad nach Friesenhagen

Mein Vater hatte seine Arbeitsstelle bei der Firma Waldrich verloren. Die Fabrik war in Teilen zerstört worden und die noch vorhandenen Maschinen wurden in den Osten deportiert. Er bekam jedoch schon bald eine neue Arbeitsstelle bei der Eisenbahn. Er sorgte sehr für unsere große Familie. Fast jeden Samstag radelte er in den Raum Friesenhagen, um dort Essen zu erhandeln. Er benutzte dabei das Fahrrad meines Bruders und nahm bei Wind und Wetter große Strapazen auf sich. Es war ein älteres Fahrrad, und man musste noch kräftig strampeln. Es entsprach nicht den heutigen Sicherheitsvorschriften, so war die Handbremse nicht in Ordnung, und man konnte nur mit dem Rücktritt bremsen. Es hatte keine Gangschaltung und es gab keine Möglichkeit, an Ersatzteile zu kommen, geschweige denn eine Reparaturwerkstatt. Aus diesem Grunde wollte mein Vater nicht, dass ich darauf fahre.

Eines Tages jedoch nahm ich mir das Fahrrad heimlich und radelte Richtung Stadt den Berg hinunter. Kurz bevor ich auf die Frankfurter Straße kam, hatte ich ziemlich Tempo drauf. Bremsen war erforderlich. Aber, oh Schreck, ich hatte keine Chance, es klappte nicht! Am Fahrrad war die Schelle, die den Rücktritt hielt, gebrochen. Geistesgegenwärtig lenkte ich das Rad nach links in ein riesiges Gestrüpp. In dem Gestrüpp befand sich ein alter, rostiger Stacheldrahtzaun, der mir einige tiefe Wunden in das linke Bein riss. Mein Vater ging, nachdem er mir zu Hilfe gekommen war, mit mir zur naheliegenden Praxis Dr. Nalop. Die Schnitte mussten genäht werden. Sein Sohn Jochen, der auch Arzt wurde und noch ist, assistierte ihm. Das Bein wurde geschient. Trotzdem war ich am nächsten Morgen pünktlich in der Schule. Dort durfte ich das Bein hochlegen.

Später durfte ich das Rad für eine Fahrt mit drei Freunden benutzen. Wir radelten über den Westerwald zum Drachenfels am Rhein. Dort schliefen wir zwei Nächte in einem Zelt. Es war eine harte Tour über die schlechten Straßen des Westerwalds. Für uns war es aber ein Erlebnis.

Bezugsscheine für Schwein und Hühner

Im Garten hatte mein Vater einen Hühnerstall mit großem Auslauf gebaut und im Keller einen Schweinestall. Die Tiere hatte er irgendwie organisiert. Ich hatte fortan die Aufgabe, sie zu füttern und die Ställe in Ordnung zu halten. Meine Mutter und auch mein Vater halfen natürlich dabei. Den Hühnerstall musste ich jedes Jahr weiß kalkan, um Ungeziefer usw. abzutöten. Ein Schwein wurde jedes Jahr von einem bekannten Metzger geschlachtet, in Küchenportionen aufgeteilt und haltbar gelagert. Ein neues Schwein wurde danach sofort wieder gekauft. Es gab amtlich Bezugsscheine dafür. Heimlich hielten wir zusätzlich ein zweites Schwein. Dies stand unter strenger Strafe, aber man musste es riskieren. Zur Schlachtung wurde das Schwein jeweils im Herbst mit einem Handleiterwagen zum Schlachthof transportiert.

Als ich 12 oder 13 Jahre alt war, musste ich diese Aufgabe übernehmen, weil mein Vater beruflich gebunden war. Ein Freund half mir bei dem Transport. Als hätten die Schweine gespürt, welches Schicksal ihnen bevorstand, war es morgens um ca. 7 Uhr schwierig, die Tiere bis auf den Leiterwagen zu transportieren. Mit dem laut schreienden Schwein mussten wir durch die Winchenbach ziehen und das Tier dem jeweils beauftragten Metzger übergeben.

Heikle Hamsterfahrten

Von seinem neuen Arbeitgeber, der Deutschen Eisenbahn, bekam mein Vater Freifahrtscheine für sich und Angehörige. Mein Vater nutzte sie für Hamsterfahrten, um für die Familie zu sorgen. Er hatte bestimmte Reiseziele, wo er bestimmte Artikel erhandelte, die er im anderen Ziel wieder für Dinge, zur Versorgung der Familie, tauschte. In den Ferien durfte ich ihn hier und da begleiten.

Bei einer Reise hätte ich fast meine Beine oder mein Leben verloren. Auf unserer Reise nach Bayern mussten wir in Frankfurt in einen anderen Zug umsteigen. Der Bahnsteig war mit Menschen gefüllt, die alle den Zug Richtung Süden nutzen wollten. Wir standen ganz vorne. Als der Zug einlief, drängten die Menschen so stark von hinten, dass ich kleiner Kerl nach vorne in die tiefer liegenden Bahnschienen gedrückt wurde. Mein Vater zog mich zurück an die Vertiefungsbrüstung. Der langsam einfahrende Zug glitt dicht an meinen Beinen vorbei, und mein Vater konnte mich vorsichtig nach oben ziehen. Meine verheiratete Schwester, die meinen Vater ebenfalls begleitete, um für ihre Familie Essbares zu erhandeln, hatte alles gesehen und vor Angst laut geschrien.

Der Zug war überfüllt. Die Menschen standen drängend in den Gängen. Einige hatten sich auf die Dächer der Waggons gelegt oder standen auf den Puffern. Es gab nur wenige Zugverbindungen. Busse gab es noch nicht, und kaum jemand hatte ein Privatfahrzeug. Auf unserer Hamstertour hatte mein Vater zwei Hühner erhandelt. Auf der Rückfahrt mussten wir in Nürnberg umsteigen. Wir hatten zwei bis drei Stunden Aufenthalt und gingen in eine Personalkantine für Eisenbahner. Die beiden Hühner hatten wir in einen großen Karton gepackt, der mit ausreichend Luftschlitzen versehen

war. Um auch die Hühner mit Wasser und Futter zu versorgen, machte ich vorsichtig den Karton auf. Ich konnte nicht schnell genug reagieren, auch weil ich sehr erschrak, als eins der Hühner aus dem Karton sprang und gackernd durch die Kantine flog. Mit Hilfe anderer Gäste und bei viel Gelächter wurde das Huhn eingefangen, und wir konnten es wohlbehalten in unseren Hühnerstall bringen.

In den Raum Windeck hatte mein Vater Verbindungen aufgenommen, um Obst zu hamstern. Hier bestanden auch verwandtschaftliche Beziehungen. An eine Reise erinnere ich mich gut: Der Raum Windeck gehörte zur französischen Zone. In Betzdorf war die Grenze zwischen französischer und englischer Zone. Wir hatten mit Erfolg Tauschgeschäfte gemacht und stiegen in Wissen schwer bepackt in den Zug. Plötzlich gab es am Bahnhof Betzdorf einen längeren Aufenthalt, weil französische Zollbeamte den Zug kontrollierten. Mein Vater wusste sich schnell zu helfen. Wir stiegen auf der Rückseite des Abteils mit unserem Gepäck aus und schmiegt uns ganz dicht an die Wand des Zugs. So wurden wir nicht bemerkt und konnten, nachdem die Beamten das Abteil verlassen hatten, mit unserem teuren Gut wieder einsteigen. Die Zollbeamten waren in Uniformen gekleidet, die an das Mittelalter erinnerten.

Quäkerspeise im Provisorium

1945, kurz nach Kriegsende, erfolgte ein Aufruf, dass sich schulpflichtige Kinder an vorgegebener Stelle melden mussten. Für meinen Wohnbezirk war dies ein Saal im damaligen Café Stutte in der Winchenbach. Hier wurden wir nun einige Monate unterrichtet, weil die umliegenden Schulen durch die Luftangriffe zerstört oder stark beschädigt waren. Danach wanderten wir von Schule zu Schule, bis wir wieder in die Häuslingschule zurückfanden. Zwischenzeitlich waren wir in der Schule an der Frankfurter Straße in den Genuss der sogenannten Quäkerspeise gekommen. Da in vielen Familien Hunger und Not herrschte, hatte die amerikanische Besatzung sie Quäkerspeise vorübergehend eingeführt. Die Quäkerspeise wurde in großen Kannen in die einzelnen Schulklassen gebracht, und die Schüler konnten sich in langen Reihen anstellen und in mitgebrachte Gefäße eine Portion einschenken lassen.

Viele der mir bekannten Familien in unserer Straße hatten nach dem Krieg Menschen aufgenommen, die entweder ausgebombt oder vertrieben worden waren. Teilweise lebten in einigen Häusern 10 bis 15 Personen. Einige Häuser standen leer, weil die Besitzer die Nähe Verwandter gesucht hatten. Von einigen Familien waren die Männer, teils verwundet, in Kriegsgefangenschaft geraten und 1946/47 wieder zurück in die Familien gekommen.

Meine Eltern hatten meine Schwester, die in der Siegener Oberstadt wohnte und dort ausgebombt war, mit ihren zwei Kindern aufgenommen. Ihre Wohnung war im Hause der Schwiegereltern, das bei dem Angriff auf Siegen ausgebrannt war. Der Mann meiner Schwester, er war im Krieg Offizier, war in amerikanischer Gefangenschaft gewesen, wurde aber schon kurz nach Kriegsende entlassen und kam auch noch in unser Haus zu seiner Familie. Nachdem später ein drittes Kind hinzukam, zog die

Familie vorübergehend in eine andere Wohnung. Mein Schwager hatte aber schon bald das Haus in der Oberstadt wieder aufgebaut. Dort zog im Untergeschoss die heutige Schloss-Apotheke ein.

Heißer Stein im Bett

Die Versorgung der Menschen erfolgte über Bezugsscheine, die nach Kopffzahl der Familien zugeteilt wurden. So hatte mein Vater im Keller des Hauses Regale und Sperren eingebaut, wo nach Bezugsschein Kartoffeln, Kohle usw. gelagert wurden. Geheizt wurde nur in der Küche. Dort stand ein Tisch mit einer großen Eckbank, an dem die Familie zum Essen zusammenkam. Das Wohnzimmer wurde nur zu besonderen Anlässen über einen Ofen geheizt. Im Herbst und Winter wurde, um nachts nicht zu frieren, im Backofen des Küchenherds eine Art Ziegelstein aufgewärmt, den wir uns, mit einem Tuch umwickelt, im Bereich der Füße ins Bett legten. So gab es viele Maßnahmen, um Brennstoff zum Heizen und Kochen zu sparen. Oft ging ich abends bei Dunkelheit zusammen mit Papa oder Freunden in den Wald am Häusling, um Holz zu sammeln und so den Brennstoffvorrat zu ergänzen. Für den Transport hatten wir unseren Leiterwagen mitgenommen. In der Dunkelheit hörte man im Wald Sägen, erzeugt von anderen Menschen, die ebenfalls für ihren dringenden Bedarf sorgten. Dies war verboten, und man musste sorgfältig darauf achten, dass der Förster nicht in der Nähe war.

Die tägliche Milch lieferte uns Bauer Homrich aus der oberen Friedrich-Wilhelm-Straße. Er kam mit einem Pferdefuhrwerk, auf dem die Milch in großen Kannen stand und vom Bauer nach Bezugsschein geliefert wurde. Für die Bezahlung der Milch gab der Bauer Kredit bis zum Letzten des Monats. Das Geld war in allen Familien knapp. Die Mitarbeiter erhielten am Monatsende ihren Lohn an den Arbeitsstellen, in bar in einer Lohntüte. So ging dies etliche Jahre.

1950 starb nach schwerer Krankheit meine geliebte Mutter. Es war im Februar, ein Freitag. Dies traf mich sehr. Im April des Jahres kehrte mein Bruder Paul aus der Kriegsgefangenschaft zurück.

Klaus Müller, verfasst 2020

Teil II der Nachkriegserinnerungen von Klaus Müller erscheint demnächst.